

Dichterstaat  
und Gelehrtenrepublik

Friedrich Gundolfs Bibliothek  
zum Nachleben Julius Caesars

MICHAEL THIMANN



„Der Historiker der Gelehrsamkeit wird mit einem schwierigen Darstellungsproblem konfrontiert. Er und seine Leser sitzen allein in einer Bibliothek und schreiben und lesen über jemanden, der gleichfalls allein in einer Bibliothek saß.“<sup>1</sup> In sehr hellsichtiger Weise hat Anthony Grafton kürzlich mit diesen Sätzen das Problem umrissen, das am Anfang einer jeden Gelehrtenbiographie steht: Wie soll man über ein Leben schreiben, daß sich wohl hauptsächlich am Schreibtisch abgespielt haben wird und in dessen Mittelpunkt Probleme standen, die den meisten Menschen wenig interessant erscheinen dürften? Um es vorwegzunehmen: Eine Lösung dieses Darstellungsproblems kann in der folgenden Abhandlung auch nicht geboten werden, doch soll sich ihm zunächst mit der Hilfe von Bildern genähert werden. Die Schwierigkeit, losgelöst von den biographischen Akzidentien den „Geist“ eines Gelehrten zu porträtieren, war bereits für die Künstler der frühen Neuzeit ein fundamentales Problem, das schon beim ikonographischen Typus des Gelehrtenportraits seit der Renaissance begegnet: Humanistische Gelehrte ließen sich als Hinweis auf ihre geistige Tätigkeit oft mit Büchern darstellen. Das Attribut des Buches sollte ganz generell auf den Geist und die intellektuelle Tätigkeit verweisen – auf jene Eigenschaf-

---

1 A. Grafton: Der Gelehrte als Held. Mit manchem Makel mochten sie sich gar nicht erst abgeben: Biographen als Wegbereiter der Wissenschaftsberichterstattung, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 227, 29. September 2001 (Bilder und Zeiten).

ten des Gelehrten also, welche die mimetische Nachzeichnung der äußeren Züge nicht abbilden konnte. Auch die moderne Portraitphotographie hat diese Darstellungsweise aufgenommen, und es ist für das hier verfolgte Argument als ein ausgesprochener Glücksfall zu bezeichnen, daß sich im Nachlaß Friedrich Gundolfs eine auf das Jahr 1916 datierbare Photographie erhalten hat, die ihn in der Zeit der Niederschrift des im selben Jahr erschienenen *Goethe* an seinem Schreibtisch sitzend zeigt (Abb. 1). Unbemerkt scheint der Betrachter den im Profil gegebenen Gelehrten beobachten zu dürfen und damit unmittelbar an dem ins Bild gesetzten Vorgang der Inspiration teilnehmen zu können, ohne daß er die persönliche Sphäre des Dargestellten stören würde. Es ist die Form der Inszenierung, die auch diese so spontan wirkende Momentaufnahme dem ikonographischen Typus des Autorenbildes verwandt sein läßt, der das Bild des Gelehrten für zwei Jahrtausende bestimmt hat. Berühmt ist etwa ein Autorenbild Petrarcas, das den Dichter schreibend und nachdenkend am Schreibpult seines *studiolo* – dem Ort schöpferischer Einsamkeit und der Zwiesprache mit den Dichtern und Philosophen der Antike – zeigt. Auch das angedeutete Ambiente der Portraitphotographie Friedrich Gundolfs enthält Hinweise auf den räumlichen Kontext eines Studierzimmers: der Schreibtisch, die Bücher, das Schreibgerät und die Photographie einer Büste Caesars als das Bild einer berühmten Person, eines *vir illustris*, sind Attribute und Requisiten der Gelehrsamkeit, die den Dargestellten in seinem intellektuellen und gesellschaftlichen Selbstverständnis charakterisieren.

Eine zweite Photographie, etwa 16 Jahre später aufgenommen, sei in Parenthese danebengestellt (Abb. 2). Auch sie ist als ein Gelehrtenbild zu bezeichnen, ohne daß sie jedoch den Gelehrten selbst zeigt: Friedrich Gundolf ist auf der erst nach seinem Tode zur Veröffentlichung gelangten Photographie seiner Heidelberger Privatbibliothek nur in einer 1911 entstandenen Aufnahme präsent. Neben den mit wertvollen Büchern gefüllten Wandregalen und einer unbekannt Person ist auf der 1932 in einer Berliner Illustrierten erschienenen Photographie Gundolfs Witwe auszumachen, deren melancholische Haltung in ein spannungsvolles Verhältnis zu dem Portrait ihres verstorbenen Mannes im Bildhintergrund tritt. Zudem ist der Gipsabguß einer Caesarbüste ins Bild gesetzt, deren Existenz in

Gundolfs Bibliothek von den verschiedensten Quellen bezeugt wird. Allein die Bildunterschrift gibt einen Hinweis auf die Bekanntheit der Bibliothek.<sup>2</sup> Die Komposition der Photographie gewinnt damit eine enigmatische Dimension, die – wie auch das Autorenbild von 1916 – nach Entstehung, Struktur und heutigem Verbleib der einstmals berühmten Bibliothek fragen läßt.

Einen aktuellen Anlaß für die Beschäftigung bietet die Wiederentdeckung des größeren Teils von Friedrich Gundolfs Sammlung zum Nachleben Caesars in den Beständen einer amerikanischen Universitätsbibliothek.<sup>3</sup> Der folgende Beitrag wird sich jedoch auf drei wesentliche Fragestellungen beschränken müssen:

- I. Woraus besteht die Caesar-Bibliothek, in welcher Form ist sie erhalten und was ist ihre Geschichte?
- II. In welchem Verhältnis steht die Sammlung zu Friedrich Gundolfs Selbstverständnis als Gelehrter und zur Konzeption seiner Caesar-Bücher, und welche politische Relevanz besaß das Caesarbild im George-Kreis?
- III. Welchen Impuls kann die Sammlung, deren Geschichte mit jener der Bibliothek Warburg eng verknüpft ist, für die kulturwissenschaftliche Überlieferungsforschung von heute liefern?

---

2 Abb. publiziert in: *Berliner Illustrierte Zeitung*, Nr. 51, 25. Dezember 1932: Der Publikationskontext der geradezu epitaphienhaft komponierten Photographie der Gundolf-Bibliothek in einer Berliner Illustrierten mag verwundern: Es handelt sich um eine Doppelseite mit Photos aus dem universitären Leben Heidelbergs. Vielleicht sollte mit der Photographie auf die Bedeutung der Bibliothek und ihre Erhaltung in Heidelberg hingewiesen werden, um die sich Elisabeth Gundolf und der Philosophiehistoriker Ernst Hoffmann in jenen Monaten bemüht hatten.

3 Vgl. M. Thimann: Es gibt viele Buchseiten diesseits des Rubikons. Wiederentdeckung der verschollenen Bibliothek: Vor den Nazis gerettet, vor der Zerstreuung bewahrt – die Caesar-Sammlung Friedrich Gundolfs in der Duke University von Durham, in: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 184, 11./12. August 2001.

## I.

Wenn Julius Caesar im Gedächtnis der Jahrhunderte auch keineswegs dauerhaft Wohnung bezogen hat, so war er doch ein vielbeachteter Gast in der Heidelberger Gelehrtenrepublik der Vorkriegszeit. Denn an der dortigen Universität lehrte seit 1911 Friedrich Gundolf, der mit Sicherheit nicht nur der meistgelesene Germanist des frühen 20. Jahrhunderts, sondern auch der wichtigste Repräsentant Georgeschen Geistes in der universitären Welt der zwanziger Jahre war. Der verstoßene Meisterschüler Stefan Georges war Besitzer einer der wohl faszinierendsten Gelehrtenbibliotheken des frühen 20. Jahrhunderts, die in seinen letzten Lebensjahren zu einem Mittelpunkt des komplexen intellektuellen Gefüges der Heidelberger Gelehrtenrepublik werden sollte: Unter den Einträgen im erhaltenen Gästebuch des Hauses Gundolf in der Neuenheimer Landstraße 36 finden sich neben Heidelberger Gelehrten wie Alfred Weber, Heinrich Zimmer und Leo Olschki auch die Namen von Wilhelm Furtwängler, Martin Heidegger, Wilhelm Pinder, Fritz Saxl, Jakob Wassermann und vielen anderen prominenten Persönlichkeiten.<sup>4</sup> Golo Mann hat in seinen Lebenserinnerungen diesem gesellschaftlichen Leben im Hause Gundolf ein Denkmal gesetzt.<sup>5</sup> Wie Dolf Sternberger heben zahlreiche Erinnerungsschriften auch die besondere geistige Atmosphäre dieser Räume hervor, in denen nicht zuletzt die Bücher das Zentrum gebildet haben müssen:

„Er beschämte jeden, der seine Stube betrat, denn sein ganzer Sinn war von dem Augenblick an, wo die Tür aufging, auf nichts anderes gerichtet, als den Besucher heiter und zufrieden zu sehen. Er eilte ihm entgegen, zeigte seine Bücher – die schönsten Stücke aus seiner Sammlung von Caesar-Ausgaben, Hölderlins Handexemplar von Kants ‚physi-

4 Das Gästebuch ist im Nachlaß Friedrich Gundolfs im Institute of Germanic Studies der University of London [im folgenden: IGS] erhalten. Zum „Heidelberger Geist“ der zwanziger Jahre vgl. den Sammelband *Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise. Zur Topographie der „geistigen Geselligkeit“ eines „Weltdorfes“: 1850–1950*, hrsg. von H. Treiber und K. Sauerland, Opladen 1995.

5 G. Mann: *Erinnerungen und Gedanken. Eine Jugend in Deutschland*, Frankfurt/M. 1986, S. 282–87.

scher Geographie' und sonstige neue Funde, die er getan hatte –, erzählte die Geschichte dieses oder jenen Kaufs, hörte auf alles, was der Gast vorbrachte, ging darauf ein und lobte ohne Vorbehalte oder Hintergedanken – denn er war nie bloß höflich –, machte Witze und improvisierte komische Verse.“<sup>6</sup>

Nach Gundolfs frühem Tod im Jahre 1931 und im Zuge der Wirren der Emigration hat sich diese Bibliothek zum größten Teil im Antiquariatshandel verloren. Obgleich die Witwe die Caesar-Sammlung schon 1934 dem Warburg Institute in London als Leihgabe überlassen hatte, gelangte die Sammlung in den fünfziger Jahren in den Handel und wurde nach Amerika verkauft. Bis vor kurzem war der Verbleib dieser papiernen Caesarengalerie unbekannt – und es kann hier nur darauf hingewiesen werden, daß neben der Wiederentdeckung des Caesar-Bestandes auch die Rekonstruktion der Restbibliothek in großen Teilen geglückt ist.<sup>7</sup>

Der erhaltene Bestand der Caesar-Sammlung reicht von einer um 1481 in Rom gedruckten Inkunabel bis zu den jüngsten wissenschaftlichen Werken des frühen 20. Jahrhunderts. Die philologische Konsequenz in der Anlage dieser Sammlung muß überraschen, bedenkt man Gundolfs Gewohnheit, seine literaturwissenschaftlichen Arbeiten ohne gelehrten Apparat erscheinen zu lassen. Denn „Wirkung“ statt fachlich spezialisierter Belehrung sollten die von Stefan George autorisierten „Geistbücher“ aus dem Berliner Verlag Georg Bondi bieten. Richtete sich dieser Gestus auch explizit gegen den zeitgenössischen Wissenschaftsbetrieb, so hat Gundolf viele Hinweise gegeben, die den gelehrten Forscher hinter dem unkonventionellen Erscheinungsbild seiner Bücher zumindest erahnen lassen. Auch als Sammler und Humanist besitzt Friedrich Gundolf eine erstaunliche Originalität, die von der Kritik am antimodernen Gestus seiner Schriften fast gänzlich überdeckt wurde. So offenbart ein Blick in seine Bibliothek, daß er die hohe Bedeutung von Kommentar und Übersetzung für die Rezeptionsgeschichte

6 D. Sternberger: Einige Striche zu einem Portrait, in: *Euphorion* 75, 1981, S. 128–29. Siehe auch F. Homeyer: Friedrich Gundolf, der Sammler, in: *Zeitschrift für Bücherfreunde*, Beiblatt, Neue Folge, 23, Juli–Oktober 1931, S. 182–83.

7 Vgl. dazu M. Thimann: *Caesars Schatten. Die Bibliothek von Friedrich Gundolf. Rekonstruktion und Wissenschaftsgeschichte*, Heidelberg 2003.

antiker Texte erkannte, deren Nachleben immer Dokument eines komplexen Transformationsprozesses ist. Zahlreiche Übersetzungen und freie Bearbeitungen der Werke Caesars, Suetons und Lucans besaß Gundolf in den originalen und oftmals illustrierten Ausgaben des 16. Jahrhunderts. Unter diesen Beständen der Sammlung findet sich etwa auch der zweite Druck der seltenen ersten deutschen Caesar-Übersetzung von Matthias Ringmann, die mit Holzschnitten versehen 1507 bei Johann Grüninger in Straßburg erschienen war (Abb. 3).<sup>8</sup> Die eigentümlichen Holzschnitte dieser Kaiser Maximilian im Sinne eines Fürstenspiegels zugeeigneten Übertragung sind erstaunlich. Noch in seinem Buch *Caesar. Geschichte seines Ruhms* von 1924 widmet Gundolf gerade diesen Holzschnitten einige bemerkenswerte Zeilen: Er erkennt nicht nur in dem „mühseligen Gestammel“ der Übersetzung, sondern auch in dem mißglückten Unterfangen des Holzschnidders, seine Gestalten durch den gelegentlichen Rekurs auf Münzbilder antik wirken zu lassen, ein sprechendes Indiz für die unüberbrückbare Kluft, die den mediterranen Humanismus vom spätmittelalterlichen Norden getrennt hatte:

„Die Holzschnitte zu seinem Caesar (gewandt und meisterlich) zeigen den Kaiser Julius als langbärtigen deutschen König in Ritterrüstung. Einmal versucht der Holzschnyder sich im antiken Kostüm, Cäsar nach einem Münzbild in Toga und Lorbeer: das bleibt ein hilfloses Gestell. [...] Während die einen Konsuln und Imperatoren zu Schultheißen und Feldobristen verbürgerten, vermummten die anderen ihre Ratsherren als Senatoren und die Landsknechte als Legionäre. Das sind die zwei Seiten der einen Kluft zwischen dem Leben und dem Denken der deutschen Bildung.“<sup>9</sup>

In den späteren Worten Erwin Panofskys sollte gerade dieses Phänomen – freilich nicht auf Nordeuropa beschränkt – terminologisch präzise als „Prinzip der Disjunktion“ gefaßt werden und die formale Eigentümlichkeit der mittelalterlichen Antikenrezeption umschreiben: die augenfällige Diskrepanz des antiken Gehalts von seiner nicht-antiken formalen Erscheinung und umgekehrt.

8 *Julius der erste Römisch Keiser von seinem leben vnd Kriegen erstmals vss dem latein in tütsch gebracht vnd mit andrer ordnung der capittel vnd vil zusetz nūw getruckt*, Straßburg: Grüninger, 1508.

9 F. Gundolf: *Caesar. Geschichte seines Ruhms*, Berlin 1924, S. 151.

Die Caesar-Ikonographie wurde noch nicht zusammenhängend in ihrer Bedeutung für die politische Ikonographie der Neuzeit untersucht. Verkörperte der wohl erst nach seiner Ermordung vergöttlichte Diktator in der Antike die Idee des Kaisertums, wurde er bereits in der Spätantike bedeutungslos, ja wurde gar von christlichen Autoren als abschreckendes Beispiel für den Hochmut aufgeführt. Trotz dieser von Isidor und anderen tradierten Verschiebung der Rezeption avancierte Caesar zum Archegeten des mittelalterlichen Königs- und Kaiserverständnisses und gelangte so in die Literatur des Hochmittelalters. Der Name Caesars war längst zum Titel geworden. Dantes positive Beurteilung Caesars als militärischer Strategie hat sich in den romanischen Literaturen vor allem durch Petrarcas Eloge in *De viris illustribus* durchgesetzt. Parallel dazu hatte Brutus, den Dante noch als Erzverräter mit Cassius und Judas in das Innerste des Inferno verbannt hatte, als Gegenfigur und Tyrannenmörder eine nicht minder spektakuläre Karriere in der politischen Ikonographie der Kommunen vor sich. Berichte von Caesars wundersamen Taten kursierten im Mittelalter in den unterschiedlichsten, auch illustrierten Bearbeitungen, doch waren Caesars eigene Schriften bis zu Petrarca weitgehend in Vergessenheit geraten. Mit der humanistischen Wiederentdeckung und Neulektüre der *Commentarii* mit ihren genau beschriebenen Schlachtenordnungen und geographischen, technischen und ethnographischen Exkursen konnte ein detailliertes Bild vom antiken Kriegswesen rekonstruiert werden, womit sich ein weites Feld für die Buchillustration des italienischen Humanismus auftrat.

Wie zeitgleiche Ausgaben des Livius wurden auch die Werke Caesars oftmals mit auswechselbaren Schlachtdarstellungen illustriert. Ein in der Bibliothek Gundolfs erhaltener, 1514 in Florenz erschienener Caesar-Druck, der eine Folge von Holzschnitten einer erstmals ein Jahr zuvor bei Aldus Manutius in Venedig gedruckten Ausgabe wiederholt, enthält dagegen einen neuen Zugriff auf das antike Wissen (Abb. 4).<sup>10</sup> Nicht der sentimentalische Rückgriff auf die Stimmungswerte des Altertums wird gesucht, sondern eine aus Caesars eigenen Beschreibungen gewonnene

<sup>10</sup> *Commentaria Caesaris*, Florenz: Philippus de Giunta, 1514. Oktav, mit zwei dopelblattgroßen Holzschnittkarten und fünf ganzseitigen Textholzschnitten.

Antikenrekonstruktion von antiquarischer Genauigkeit. Dies offenbart sich etwa im Falle eines von Caesar beschriebenen Brückenbaus oder des Konstruktionssystems einer Mauer, deren abstrakte Struktur nur der Holzschnitt darlegen kann. Es ist nun verblüffend, daß sich hinter dem für die Textausgabe verantwortlichen Humanisten „Iohannes Iocundus Veronensis“ kein Geringerer als Fra Giovanni Giocondo verbirgt, der 1511 die Schriften Vitruvs herausgegeben hatte und 1514 Architekt von St. Peter wurde.<sup>11</sup> Wieviel antikes Wissen aus der Caesarlektüre in den Humanistenkreis um Raffael eingedrungen ist, muß vorerst dahingestellt bleiben.

Francis Haskell hat in seinem letzten Buch *Die Geschichte und ihre Bilder* zu Recht auf die Bedeutung der Numismatik für die frühneuzeitliche Rekonstruktion eines Bildes von der antiken Geschichte verwiesen.<sup>12</sup> Auch an den Caesar-Büchern der Sammlung Gundolf läßt sich paradigmatisch der Anteil des Bildes an der Überlieferungsgeschichte diskutieren, da Bilder im Prozeß von Erinnerung und Traditionsbildung in den Gestaltungen des Caesar-Themas eine in dem komplexen Feld der humanistischen Antikenrekonstruktion bisher nur ansatzweise untersuchte Rolle spielen. Hier sind etwa die aufwendig illustrierten Münzbücher aus der in Brügge tätigen Offizin des Antiquars Hubert Goltzius zu nennen, die das Ringen um eine exakte Caesar-Ikonographie bezeugen. Das Prunkstück der humanistischen Caesar-Philologie aus dieser Offizin war in der Bibliothek Friedrich Gundolfs, der auch selbst einige antike Caesar-Münzen besaß, gleich zweifach vertreten: Mit dem prachtvollen Vestibül einer Kupferstichfolge nach antiken Kaisermünzen (Abb. 5) hatte Goltzius im Jahre 1563 seinen *C. Iulius Caesar* in Brügge erscheinen lassen, den Gundolf 1915 für seine Sammlung erwerben konnte. Als krönenden Abschluß seiner numismatischen Studien ließ Goltzius 1574 noch eine von Julius Caesar bis zu Karl V.

11 Zu Fra Giocondo (1435–1515), der für Aldus Manutius auch Plinius, Martial, Sallust und Varro kommentiert hatte und als Architekt im Veneto tätig war, vgl. R. Brenzoni: *Fra Giovanni Giocondo Veronese. Verona 1435 – Roma 1515*, Florenz 1960, sowie den Artikel: Giocondo (da Verona), Fra Giovanni, in: *The Dictionary of Art*, New York und London 1996, Bd. 12, S. 655–57.

12 F. Haskell: *Die Geschichte und ihre Bilder. Die Kunst und die Deutung der Vergangenheit*, München 1995, S. 23–53.

und Ferdinand I. reichende Kaisergeschichte erscheinen.<sup>13</sup> Aber auch eine so eigentümliche monumentale Caesar-Ausgabe wie diejenige des Antiquars Jacopo Strada von 1575 ist hier zu nennen (Abb. 6).<sup>14</sup> Stradas bisher nicht monographisch untersuchte, noch von Kaiser Karl V. in Auftrag gegebene Edition ist ein Meilenstein der Antikenvergegenwärtigung im 16. Jahrhundert, da Strada in den fünfziger Jahren die Kriegsschauplätze des Gallischen Krieges in Frankreich bereist und untersucht hatte. In wissenschaftshistorischer Perspektive ist hier die Funktion der Illustrationen besonders bemerkenswert, wenn sich die Antikensehnsucht des Humanismus mit der Exaktheit der noch jungen Kartographie und kosmographischen Erdvermessung verbindet.

Auch prachtvoll illustrierte Caesar-Ausgaben der Barockzeit sind in der Sammlung präsent. Die 1712 in London publizierte Folioausgabe von Samuel Clarke nannte Gundolf „wohl das prunkvollste typographische Denkmal das je einem antiken Klassiker errichtet worden [war].“<sup>15</sup> Es verwundert, daß dieses eigentümliche Buch (Abb. 7) noch nie auf seine Bedeu-

13 Zur Offizin des Hubert Goltzius (1526–1583), dessen numismatische Studien in ganz Europa von zahlreichen Herrschern, Humanisten und Künstlern gefördert wurden, vgl. *Hubertus Goltzius en Brugge 1583/1983*, hrsg. von W. Le Loup, Ausstellungskatalog, Brügge, Gruuthusemuseum, 11. November 1983–30. Januar 1984, Brügge 1983; *Archäologie der Antike. Aus den Beständen der Herzog August Bibliothek 1500–1700*, hrsg. von M. Daly-Davis, Ausstellungskatalog, Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, 16. Juli–2. Oktober 1994, Wiesbaden 1994, S. 104–6.

14 *C. IULII CAESARIS / RERVM GESTARVM / COMMENTARII XIV. / [...]* *Omnia collatis antiquis manuscriptis/ Exemplaribus, quae passim in Italia, Gallia, & Germania inuenire / potuimus, doctè, accuratè, & emendatè restituta: / prout proxima pagina indicatur. / Evtropii Epitome belli Gallici ex Svetonii Tranquilli monumentis, quae desiderantur. / Cum doctiss. Annotationibus: / Henrici Glareani, Fvlvii Vrsini Romani, / Francisci Hotomani, I. C. Aldi Manvtii, P.F. / Ex Musaeo et impensis Iacobi Stradae Mantuani, S.C.M. Antiquarij, / et ciuis Romani / [...]. Francofurti ad Moenum. / M.D.LXXV.* (Frankfurt/M.: Corvinus, 1575). Gundolf hatte die im Folioformat gedruckte Ausgabe im Originaleinband 1916 von Erich von Kahler erhalten.

15 *C. Iulii Caesaris quae extant. Acuratissime cum libris editis et Mss. optimis collata, recognita et correctata. Accesserunt annotationes*, London: Tonson, 1712. Vgl. dazu Gundolf [wie Anm. 9], S. 211.

tung für die politische Ikonographie um 1700 befragt worden ist. Denn die Verherrlichung Caesars mit den Mitteln barocker Herrscherpanegyrik war, wie Gundolf richtig bemerkt, in der Tat auf den im nahezu lebensgroßen Kupferstichportrait präsenten Adressaten der Edition zu beziehen: Der als Kriegsheld in Europa berühmte Herzog von Marlborough war der Oberbefehlshaber der gegen Frankreich verbündeten Truppen im Spanischen Erbfolgekrieg. Hier wird in der Rückbesinnung auf die Antike die machtpolitische Gegenwart gefeiert, wobei sich die Parallelisierung Marlboroughs mit Caesar anbot, da der Herzog – ein Urahn Winston Churchills, der diesem eine Biographie widmete – seine Feinde immer wieder durch besondere Schnelligkeit, eine neue Taktik oder atemberaubende Gewaltmärsche überlistet hatte.

Der Rundgang durch die Sammlung sei hier zunächst beendet. Erst vor dem Hintergrund der Gesamtrekonstruktion wird jedoch der Verlust ihres Kontextes erfahrbar, denn Caesars kontinuierliche Verwandlung in der europäischen Geistesgeschichte spiegelte sich in der „guten Nachbarschaft“ einer unerschöpflichen Vielfalt von seltenen Drucken europäischer Literatur aus Reformations- und Barockzeit, aus Klassik und Romantik. Auch existierte als ein bisher völlig unbekanntes Denkmal historischer Kritik aus dem Kreis um Stefan George ein veritables Archiv zur Caesar-Rezeption, dessen Reste sich im Londoner Nachlaß erhalten haben. Neben Hunderten von Zeitungsausschnitten in allen europäischen Sprachen, handschriftlichen Exzerpten und Zusendungen von Caesar-Fundstellen findet sich dort eine ganze Reihe von Caesar-Kuriosa und Caesar-Parodien: Die unterschiedlichsten Funde wie ein preisgekrönter Angora-Kater „Julius Caesar“ erscheinen dort neben der Verwendung des Caesar-Bildes in Reklame und Tagespresse, in der etwa Caesar mit Mussolini wiederholt parallelisiert wurde (Abb. 8). Als innovatives Forschungsinstrument kann diese Bibliothek natürlich keinen Vergleich mit professionell angelegten Büchersammlungen wie etwa der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg bestehen. Als Privatbibliothek, die im Zusammenspiel von Büchersammlung und Archiv Impuls und Grundlage für die synthetische Darstellung eines Problems – hier der Rezeption Caesars – gibt, verdient sie allerdings eine vertiefte wissenschaftsgeschichtliche Betrachtung.

## II.

Wer war nun der Caesar-Sammler Friedrich Gundolf, wer war dieser sonderbare Mann, der schon als Gymnasiast ein fünftaktiges Drama *Caesar* geschrieben hatte und seine Privatbriefe mit dem Profilkopf Julius Caesars siegelte? Wer war dieser berühmte Philologe, der die Werke Shakespeares übersetzt hatte und in seinen Vorlesungen scheinbar die kühlfeste Distanz zu seinem Auditorium wahrte, wenn er jeden Blickkontakt mit seinen Hörern vermied, und der sein Leben lang vom Nachruhm des Diktators derart besessen war, daß er eine Zeitlang alle, die ihm begegneten, fragte, ob sie Alexander den Großen oder Caesar für größer hielten und die Antworten in eine Strichliste eintrug?

Der gelehrte Sammler, der das Thema dieses Vortrags ist, steht bereits in einem offenkundigen Gegensatz zur Selbstwahrnehmung des Autors Friedrich Gundolf. Denn „Wirkung“ und „Kunde vom Leben“ zu geben statt antiquarischer Sammelei war Gundolfs Forderung und wohl auch Zumutung an die Wissenschaft. Hinter diesem provozierenden Anspruch an die Kompetenz der Philologie stand nicht zuletzt der Dichter Stefan George, in dessen elitärer Utopie eines Dichterstaates auch den Wissenschaften eine dezidierte Aufgabe zugekommen war: „Von mir aus führt kein Weg zur Wissenschaft“ soll George in apodiktischer Kürze und Kühle formuliert haben, doch gab es eine Reihe von Gelehrten aus dem Umkreis des Dichters, die wichtige Lehrstühle in der akademischen Landschaft des frühen 20. Jahrhunderts besetzt hielten. Und auch Friedrich Gundolf entfaltete eine beachtliche wissenschaftliche Produktivität als Universitätslehrer im Heidelberg der zwanziger Jahre: Dichterstaat und Gelehrtenrepublik – die paradoxe Dichotomie dieser beiden Pole sollte Leben und Schaffen, aber auch die Sammeltätigkeit Friedrich Gundolfs – wie zu zeigen sein wird – auf eine äußerst eigenwillige Weise prägen.

Friedrich Gundolf hatte Germanistik, Anglistik und Kunstgeschichte studiert und im Jahre 1903 in der strengen Berliner Philologen-Schule von Erich Schmidt und Gustav Roethe mit einer Dissertation abgeschlossen, die der Rezeptionsgeschichte Caesars in der deutschen Literatur gewidmet war (Abb. 9). Damit ist bereits der Lebenskonflikt benannt, der hinter

Gundolfs Doppelbegabung lag, und den er auch nach dem Bruch mit Stefan George in den frühen zwanziger Jahren nie zu lösen vermochte: Er absolvierte ein philologisches Studium, das ihm den Weg zu einer akademischen Karriere eröffnen sollte – zugleich gehörte er einer literarischen Avantgarde an, die nichts mehr verachtete als wissenschaftliche Redlichkeit und den bildungsbürgerlichen Besitz der „Klassiker“, deren rührenden Leben man historische Betrachtungen widmete. Gundolfs Bücher sprechen daher auch nicht die Sprache des kritischen Wissenschaftsdiskurses, sondern die eines schillernden Pathos, das sie dem heutigen Leser in eine so unendliche historische Ferne entrückt erscheinen läßt.

Doch sei noch ein Augenblick bei der Dissertation verweilt. Denn in dem Anspruch, sämtliche „Denkmäler“ von Caesars Nachleben vom hohen Mittelalter bis zu Theodor Mommsen zu erfassen, erscheint diese stoffgeschichtliche Untersuchung noch ganz dem positivistischen Wissenschaftsethos des 19. Jahrhunderts verpflichtet, doch enthält sie im Detail der Ausführung durchaus unkonventionelle Ergebnisse. Sie behandelt im Nachspüren der Caesar-Überlieferungen bis in die Chronikliteratur und Klosterannalistik – verkürzt gesagt – bereits in konziser Durchführung ein Problem des Nachlebens der Antike.<sup>16</sup> Es sollte allerdings zwanzig Jahre dauern, bis Caesar wieder ins Zentrum von Gundolfs wissenschaftlichem Werk trat: 1924 erschien das Buch *Caesar. Geschichte seines Ruhms*, das Caesars literarisches und ikonographisches Nachleben in Europa seit der Antike zum Gegenstand hat. In drei Kapiteln verfolgt der Autor die weitverzweigte Überlieferung von der „mythischen Gestalt“ des antiken Weltherrschers über sein Fortleben als Amt und „magischer Name“ im Mittelalter bis zur Überführung Caesars in seine „historische Person“ durch die sammelnde Arbeit der Renaissancehumanisten seit Petrarca und das Erwachen historischer Forschung: Weder die Biographie Julius Caesars, noch sein politisches, militärisches oder schriftstellerisches Wirken stehen

16 Vgl. dazu U. Raulff: Der Bildungshistoriker Friedrich Gundolf, Nachwort in: F. Gundolf: *Anfänge deutscher Geschichtsschreibung von Tschudi bis Winckelmann*, hrsg. von E. Wind (Amsterdam 1938), Neuausgabe von U. Raulff, Frankfurt/M. 1992, S. 115–54.

also in diesem Buch zur Disposition, sondern ausschließlich die Geschichte seines Nachlebens. Gundolfs Caesarbild entspricht dabei den Vorstellungen des George-Kreises, wenn „Caesar“ letztlich eine ahistorische und statische Konzeption der absoluten Größe ist. Wenn Caesar das „Urbild menschlicher Größe“, der „wahre Gebieter“, der „kolossalste“ oder „richtigste Mensch“, „der größte Sterbliche“ – und wie die Epitheta alle heißen mögen – gewesen sei, dann liegt auch Gundolfs Caesarbild eine diffuse begriffliche Abstraktion zugrunde. Das Buch liefert daher auch keine kritische Rezeptionsgeschichte, die die Aneignung des Caesar-Symbols in verschiedenen Zeiten vor dem jeweiligen historischen, sozialen oder geistesgeschichtlichen Hintergrund untersucht, sondern es liest sich vielmehr als eine Art Bestandsaufnahme der Caesar-Erinnerungen und Caesar-Verherrlichungen, in deren Verlauf der Caesar-Verehrer Gundolf vor allem untersucht, welche Autoren sein zutiefst persönlich gefärbtes Caesarbild bestätigen.<sup>17</sup>

Man möchte meinen, hinter der medialen Öffnung der Caesar-Sammlung zu Dokumenten der Trivialkultur einen veritablen kulturwissenschaftlichen Ansatz erkennen zu dürfen, doch ist hier Vorsicht geboten: Keineswegs wäre Gundolf zu einer Entprivilegierung der hohen Dichtung und der großen Persönlichkeit bereit gewesen, denn auch die Auswahl der Überlieferungszeugnisse im Caesar-Buch folgt einem strikten Wertungssystem. Von einer wirklichen Öffnung des Quellencorpus kann dort nicht die Rede sein. Vielleicht mit Ausnahme seiner hellsichtigen Bemerkungen zur mittelalterlichen Caesar-Überlieferung war Gundolf von einer gleichberechtigten Berücksichtigung medial unterschiedlicher Dokumente von der Inkunabel bis zur Briefmarke in der Darstellung des Ruhmes der „Caesar-Gestalt“ denkbar weit entfernt. Sein zutiefst subjektiver Bewertungsmaßstab wird allein in der privilegierten Behandlung herausragender Persönlichkeiten

---

17 Zu Gundolfs Caesar-Büchern vgl. vor allem Raulff, ebd., außerdem: V. Pöschl: Gundolfs Caesar, in: *Euphorion* 75, 1981, S. 204–16; I. Stahlmann: Täter und Gestalter. Caesar und Augustus im Georgekreis, in: *Caesar und Augustus* (Biblioteca di Athenaeum, 12), hrsg. von K. Christ und E. Gabba, Como 1989, S. 107–28; K. Christ: *Caesar. Annäherungen an einen Diktator*, München 1994, S. 264–66.

wie Friedrich II., Dante, Petrarca, Montaigne, Shakespeare, Goethe, Napoleon, Mommsen und Nietzsche deutlich. Unbedeutendere Autoren wie manche Humanisten und Historiker müssen dann schon in zweiter Reihe rangieren, auch wenn ihr Beitrag zum genuinen „Nachleben“ Caesars objektiv hoch eingeschätzt werden muß.

Gundolf beschreibt seine Rezeptionsgeschichte, die nicht die „Caesar-sachen“, sondern die „Caesargestalt“ verfolgen wollte, als einen Prozeß der Bildwerdung und des Bildverlustes. Und er maß seinem Caesar-Buch, das „die Geistesgeschichte Europas als Medium der caesarischen Idee und Kraft“ mitenthalt,<sup>18</sup> persönlich eine hohe Bedeutung bei. Doch ist hier anzumerken, daß Gundolfs *Caesar* keineswegs mehr eine offizielle Publikation des Georges-Kreises genannt werden kann. Nicht nur, daß er bereits vor dem Hintergrund der persönlichen Entfremdung mit dem „Meister“ entstand – auch wenn dem Buch das Signet der *Blätter für die Kunst* nicht vorenthalten wurde, ist es im Alleingang Gundolfs entstanden: Konzeption und Fragestellung haben bei den Georgeanern überdies Befremden ausgelöst, da sich Gundolf vom verpflichtenden Heroenkanon, der von den großen „Gestalten“ wie Platon und Alexander über Caesar, Dante, Shakespeare, Goethe und Nietzsche bis zu Stefan George selbst reichte, zugunsten einer nivellierenden Überlieferungsgeschichte in einem bisher nicht gekannten Maß entfernt hatte.<sup>19</sup> Damit wurde der kulturwissenschaftlich-philologische Impetus des *Caesar* zu einer handgreiflichen Aufweichung der Normativität.

Dem *Caesar* von 1924 war allerdings ein erstaunlicher publizistischer Erfolg für ein genuin philologisches Werk beschieden: 1925 neu aufgelegt, erschienen seit 1928 Übersetzungen ins Englische, Italienische und Franzö-

18 Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Stefan George-Archiv, Friedrich Gundolf an Kurt Osswald, 22. Juni 1924.

19 Vgl. die fundamentale Kritik der Philosophin Edith Landmann in einem Brief an Friedrich Gundolf, Basel, 16. Oktober 1924, in: *Stefan George. Dokumente seiner Wirkung. Aus dem Friedrich Gundolf Archiv der Universität London* (Publications of the Institute of Germanic Studies University of London, 18), hrsg. von L. Helbing, C. V. Bock, K. Kluncker, Amsterdam 1974, S. 167–70.

sische. Das Urteil der Fachwelt bei Erscheinen des Buches war allerdings durchaus verhaltener als die Reaktionen auf die in höchsten Tönen gelobten Bücher *Shakespeare und der deutsche Geist* (Berlin 1911) oder *Goethe* (Berlin 1916). Der Historiker Matthias Gelzer zeigte sich zwar beeindruckt von der Gelehrsamkeit des Autors, belegte das Buch jedoch mit einer vernichtenden Kritik: Der *Caesar* sei wegen seiner Ignoranz den historischen Quellen gegenüber ein „Musterbeispiel“ für die „Vergewaltigung der Wirklichkeit“.<sup>20</sup> Gundolfs gelehrte Provokation, die seine subjektive Sicht ja ganz explizit gegen die positivistische „Sachengläubigkeit“ ausspielte, wehrte Gelzer mit einem Standardtopos der Gundolf-Kritik ab. Denn auch hinter seinem Urteil scheint der Begriff des „Wissenschaftskünstlers“ auf, mit dem schon die institutionalisierte Philologie die geistesgeschichtlichen Arbeiten Gundolfs aus dem Fachdiskurs ausgeschieden hatte.<sup>21</sup>

Auch auf die zeithistorischen Implikationen des *Caesar*, die eine kritische Lektüre dieses Stücks enthusiastischer Wissenschaftsprosa unumgänglich machen, wurde zu Recht hingewiesen: Das Buch spiegelt die Krisenstimmung in der Weimarer Republik, wenn Gundolf Caesars Namen in polemischer Form beschwört, um zugleich eine charismatische Caesarengestalt zu „rufen“, die ein Gegenentwurf zu den tagespolitischen Trugbildern sein sollte: In einem merkwürdigen Umkehrschluß wollte Gundolf mit seiner Erinnerung an den Ruhm des antiken Weltenherrschers jedoch den Caesarismus der Straße bannen. Die Allusion auf Stefan George am Ende des 1926 erschienenen Nachtrags *Caesar im neunzehnten Jahrhundert* legt nahe, daß Gundolf den Inkarnationsmythos des zukünftigen politischen Täters auf den Dichter selbst projiziert hatte. Es ist recht plausibel, daß Gundolf den weisen Herrscher der Zukunft, der eine Lichtgestalt sein sollte, auch nicht im politischen Totalitarismus und Führerkult des auf-

20 M. Gelzer: Rezension von F. Gundolf: *Caesar. Geschichte seines Ruhms*, Berlin 1924; *Caesar im neunzehnten Jahrhundert*, Berlin 1926, in: *Gnomon* 2, 1926, S. 725–29.

21 Vgl. dazu E. Osterkamp: Friedrich Gundolf zwischen Kunst und Wissenschaft. Zur Problematik eines Germanisten aus dem George-Kreis, in: *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910 bis 1925*, hrsg. von C. König und E. Lämmert, Frankfurt/M. 1993, S. 177–98.

kommenden Faschismus erkannte. Schon 1926 spricht er mit Verachtung von Mussolini, von der „Hoffahrt des fascistischen Führers“,<sup>22</sup> der Caesars Namen wie schon Napoleon III. für einen billigen Caesarismus mißbrauchte.

Und in der Tat war ja Gundolfs philologischer Maskenzug durch zwei Jahrtausende Bildungsgeschichte vom politischen Pragmatismus einer charismatischen Führergestalt und der Aggressivität politischer Publizistik denkbar weit entfernt – ja diese Lesart wird von dem dezidiert philologischen Charakter und Anspruch des Buches sowie von dessen bisweilen elegischem Unterton relativiert, der, wie schon Edgar Salin registriert hat, den Eindruck erwecke, daß es „nicht mehr im berückenden Morgenlicht einer neuen Menschen-, sondern im wehmütigen Abenddämmer einer alten Bildungswelt [stehe], – ein spätes, vielleicht das letzte Wort des europäisch-deutschen Humanismus.“<sup>23</sup> Und es bleibt hinzuzufügen, daß auch den Nationalsozialisten das humanistische Geisterreich des Bildungshistorikers und Juden Gundolf notwendig fremd bleiben mußte – seine Bücher, die auf dem Index „schädlichen“ Schrifttums standen, landeten im Mai 1933 auf den Scheiterhaufen der Bücherverbrennung.

Der Romanist Karl Vossler, der Gundolfs Ruhmesgeschichte zunächst skeptisch gegenüberstand, hat in einer Rezension des Jahres 1926 geschrieben, daß sich der Verfasser des *Caesar* mit seinen Büchern wohl einen „Knabentraum“ aus der Gymnasialzeit erfüllt habe, wenn er seine Verehrung der großen welthistorischen Persönlichkeit in das abstrakte und sprachlich so wenig greifbare Korsett des „Ruhmes“ zwängen wollte.<sup>24</sup> In

22 F. Gundolf: *Caesar im neunzehnten Jahrhundert*, Berlin 1926, S. 51. Elisabeth und Friedrich Gundolf besaßen mit F. Güterbock: *Mussolini und der Fascismus*, München 1923, interessanterweise ein frühes Werk über Mussolini, das offenbar intensiv studiert wurde („mit vielen Unterstr.“), vgl. den Eintrag in einem der Verkaufskataloge der Gundolf-Bibliothek: Antiquariat Libris, London, Katalog Nr. 61 (1960): *Aus der Bibliothek Friedrich und Elisabeth Gundolf*, Nr. 380.

23 E. Salin: *Um Stefan George. Erinnerung und Zeugnis*, München und Düsseldorf 1954<sup>2</sup>, S. 90.

24 K. Vossler: Vom sprachlichen und sonstigen Wert des Ruhmes, in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 4, 1926, S. 226–39.

der Tat bleibt die Frage, ob Gundolfs Lob der großen Männer vor dem Hintergrund der künstlerischen, wissenschaftlichen und literarischen Entdeckungen des frühen 20. Jahrhunderts nicht hoffnungslos überholt wirken mußte. Stellte die Ruhmesgeschichte wirklich einen innovativen Beitrag zur Antikenforschung dar oder war sie doch nur eine Spielart einer irrationalen Heldenverehrung oder eines überholten Biographismus?

Gundolfs Caesar-Verehrung, die er selbst als seinen „Spleen“ bezeichnete, reicht jedoch nicht nur in die Lehrpläne des humanistischen Gymnasiums vom Ende des 19. Jahrhunderts zurück, sondern dürfte sich zu einem gleichen Anteil auch der Antikenvergegenwärtigung im Kreis um Stefan George verdanken haben. Es ist dies der Topos der „gelebten Antike“ und ihrer ästhetischen Aneignung, womit eine Gegenposition zur philologischen Erschließung antiken Bildungsgutes bezeichnet ist, die in der öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Gräzisten Wilamowitz-Moellendorff, der für die Georganer den Geist des Realgymnasiums repräsentierte, ihren Ausdruck fand. Georges Antikenrevival bestand in einem nicht geringen Grad in der Provokation bildungsbürgerlicher Klischees. Im Münchner Kreis der Kosmiker wurde gerade die dämonische Kraft des Altertums in immer neuen Variationen zelebriert. So zeigen die berühmten Photographien der Schwabinger Künstlerfeste der Jahrhundertwende einen nicht anders als anarchisch zu nennenden Rückgriff auf die Requisiten der Antike: George konnte in verschiedenen angenommenen Identitäten auftreten, als Dante oder als Caesar (Abb. 10), während Karl Wolfskehl als Bacchus oder Homer erschien. Waren diese Faschingszüge noch travestierende Maskeraden, die sich aus dem Bildersaal der Geschichte bedienten und provozierend den bürgerlichen Bildungsbesitz in Frage stellten, so verfestigte sich das Bild Georges nach seiner Wendung vom lyrischen Dichter des „fin de siècle“ zum „Geistpolitiker“ zunehmend zu der petrifizierten Gestalt eines unerbittlich strengen Herrschers und Propheten: Dazu gehört die ausschließliche Beschränkung auf das distanzierende Profilbildnis in der Bildpropaganda ebenso wie der Eintritt der Plastik in die Bilderwelt des George-Kreises. Der Caesarkult im George-Kreis war mehr als eine humanistische Bildungstravestie, sondern war eine Strategie, die einem eminenten genealogischen Anspruch Ausdruck verlieh, wenn George als Schluß-

punkt in eine Heroenreihe von Platon über Caesar zu Dante und Shakespeare und von dort zu Goethe, Hölderlin und Nietzsche gestellt wurde. Die Züge des Sehers sollten sich mit denen des Täters decken: In immer neuen litaneihaften Beschwörungen des „Dichtersehers“ wurden in Georges Gesicht nicht nur die Züge Dantes, sondern auch die Züge Caesars selbst hineingesehen.

Sinnbildlich signalisierte diese Genealogie und Geistesverwandtschaft schon der plastische Caesarkopf, der sich als ein Geschenk jüngerer Freunde in Friedrich Gundolfs Heidelberger Arbeitszimmer befand (Abb. 11). Einem Bericht zufolge nahm die Präsenz dieses Gipsabgusses der berühmten Londoner Caesarbüste in der Gegenwart Stefan Georges (Abb. 12) am 21. Februar 1914 genau jene bildmagische Qualität an, die in eine für die Anwesenden ergreifende Erkenntnis umschlagen sollte:

„In größerer Ruhe konnten wir diesmal Umschau halten. Das Zimmer war das gleiche; aber der Raum hatte einen neuen Ausdruck, einen nicht mehr nur durch seinen Bewohner geprägten Geist dadurch erhalten, daß auf dem Schreibtisch ein Abguß der Londoner Caesar-Büste stand. Es war unser Dank an Gundolf gewesen, daß wir ihm die Nachbildung dieser späten Büste verehrten, in welcher dieser Caesar-Kenner die echten Züge des geliebten Heros der abendländischen Geschichte durchzufühlen vermochte. Nun hob sich Georges Kopf, ein wenig nach vorne über die Blätter geneigt, im Profil ab von dem Profil der Caesar-Büste, deren Blick durch das Fenster hindurch in die Ferne wies, und es war nicht nur unser Wissen um den gleichen Tag der Geburt, sondern die unent-rinnbare Magie dieses Bildes, die zum Vergleich der Züge drängte. Nie hatten wir bis dahin geahnt, wie stark auch im Dichter die Kraft des Täters lag, – nie war uns die Geistigkeit des Römers so deutlich entgeggetreten.“<sup>25</sup>

Aus dem Heiland wird in dieser seltsamen Überblendung der Bilder auch der politische Heilbringer. Mit dem Auftritt des Caesar-Gipskopfes erhält aber auch die Funktionsgeschichte von Bibliotheksbüsten eine neue Wendung: In der Bibliothek Gundolf vollzieht sich eine subtile Verschiebung des bildungsbürgerlichen Kanons, wenn der politische Täter in das Reich der Bücher eines Literaturhistorikers einzieht und die für die Bibliotheksikonographie angemessenen Gelehrten- oder Dichterbildnisse verdrängt.

25 Salin [wie Anm. 23], S. 21–22.

Die körperliche Präsenz der Plastik, die dem ganzheitlichen Theorem der „Gestalt“ zugeordnet erscheint, steht in einer spannungsvollen Wechselbeziehung zur Vermittlung des Caesar-Ruhmes im Medium des Buches: Beide Pole der Überlieferung – die gestalthafte Präsenz wie die wechselhafte Verwandlung – waren damit in der Bibliothek vereint. Tatsächlich läßt sich in brieflichen Anspielungen Gundolfs immer wieder eine deskriptive Form der Verlebendigung beobachten, die Caesars Präsenz über das Bild hinaus evozieren sollte. Ja, Caesar selbst schien auch auf die in der Bibliothek vorhandenen Bücher zu reagieren, wenn Autoren auf Gundolfs Schreibtisch kamen, die kein gutes Wort für den Diktator übrig hatten: „Meine Bibliothek hat sich um etliche Bücher von Görres u. Arndt vermehrt. Caesar ist feist und still, und es ginge ihm ganz gut, wären nicht Montesquieu und Bossuet. Letzterer macht freilich vieles gut durch seine grandiose Schulbuchapotheke des Römertums überhaupt.“<sup>26</sup>

Die Caesarbüste verlieh also nicht nur Gundolfs vielbeschworenem „Caesar-Tick“ visuellen Ausdruck – sie besaß überdies auch eine dezidiert ikonographische Funktion, indem sie ihn als Historiker auswies. Kaum zufällig begegnet auf einem von Ludwig Knaus im Jahre 1881 gemalten Portrait Theodor Mommsens, das den Gelehrten umgeben von Büchern und Papieren in seiner Bibliothek zeigt, ein Abguß des berühmten, aus grünem Schiefer gefertigten Caesarkopfes aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert, der bereits im Arbeitszimmer Friedrichs des Großen stand und sich heute in der Berliner Antikensammlung befindet.<sup>27</sup> Dieser charakterisiert Mommsen in emblematischer Weise als Historiker und Autor der *Römischen Geschichte*, deren Höhepunkt ja eine zeithistorisch höchst komplexe Caesar-Apotheose bildet (Abb. 13). Büsten als Dekorationsstücke von Privatbibliotheken legten somit immer auch eine ideale geistige Ahn-

26 New York, Leo Baeck Institute, Nachlaß Erich von Kahler, Friedrich Gundolf an Erich von Kahler, Darmstadt, 2. September 1918.

27 Berlin, Alte Nationalgalerie. Vgl. B. Rechberg: Ludwig Knaus als Porträtmaler, in: *Ludwig Knaus 1829–1910*, hrsg. von U. Schmidt, Hanau 1979, S. 44–46. Knaus portraitierte 1881 im Auftrag der Berliner Nationalgalerie für deren Bildnissammlung als Pendants Hermann von Helmholtz und Theodor Mommsen.

herrschaft fest, die den Gelehrten eng mit der Magie seines Forschungsgegenstandes verknüpfen sollte. Auch im Falle Gundolfs scheint, wie bei den zahlreichen Goethe-Büsten in Germanistenbibliotheken, der plastischen Präsenz des erwähnten Dichters oder Helden ein Rest archaischen Bildzaubers innezuwohnen, da dem Portrait seither die Kraft zugeschrieben wurde, den Abwesenden über das Bild hinaus präsent werden zu lassen.

Caesar war der Kern der Heidelberger Büchersammlung. Und auch der 12. Juli, der Tag an dem Friedrich Gundolf im Jahre 1931 unerwartet sterben sollte, stand im Zeichen des Diktators: Dieses Datum war nicht nur der Geburtstag Julius Caesars, sondern auch derjenige Stefan Georges gewesen. Über das Caesar-Buch von 1924, das Gundolf wohl noch als eine „caesarische Geste“ George zudedacht hatte, ist kein aussagekräftiges Urteil des Dichters überliefert. Lediglich Berthold Vallentin berichtet, George habe dem Buch attestiert, daß ihm „die Befruchtung durch ein Höheres“ fehle.<sup>28</sup> Das wäre in der Tat wenig für ein Werk, das die ganze europäische Geistesgeschichte als „Medium der caesarischen Idee und Kraft“ enthalten sollte. Gundolf, der sein eigenes Verhältnis zu George in lyrischer und wissenschaftlicher Form immer wieder in den Rollen von Caesar und Brutus gespiegelt hatte und dabei den Tyrannenmörderphantasien mitunter freien Lauf ließ, sollte kurz vor seinem Tod noch einmal auf dieses Bild zurückkommen: Nicht nur, daß er das Zwiegespräch *Caesar und Brutus* in das Zentrum des Auswahlbandes seiner *Gedichte* (Berlin 1930) stellte – auch an einem weitaus verborgeneren Ort, in einem Brief an Karl Wolfskehl, bemüht er noch einmal das Bild Caesars, um Georges Tragik Ausdruck zu verleihen. George, der in Gundolfs späten literarischen Produktionen nur noch Symptome des Verfalls erkennen wollte, hatte sich selbst mit einer Schar von epigonalen Dichtern umgeben, die seinem einstigen Anspruch – wie er selbst im übrigen auch – nicht mehr gerecht werden konnten:

„Ich sehe ein Geschlecht heraufkommen wovor mir kaum minder graust als vor den Barbaren vor 40 Jahren. Rhetoren, Sofisten, Petrarkisten, untadelige Virtuosen, Filelfos

28 B. Vallentin: *Gespräche mit Stefan George. 1902–1931*, Amsterdam 1967, S. 74 (Gesprächsaufzeichnung vom 1. Oktober 1924).

und Marinis [...] und unnütz bis zum Grund [...] die Caesarische Tragödie bleibt George nicht erspart, und die heisst nicht Brutus, sondern Nero und noch Diocletian oder Constantin.“<sup>29</sup>

Der Bruch mit Stefan George sollte aus dem Mythologen des George-Kreises den Humanisten Gundolf erstehen lassen. Hinter seiner offenkundigen Hinwendung zu Historiographie und Humanismusforschung ist daher keineswegs nur das Modell der Doppelbiographie zu erkennen, das Gelehrte wie Max Kommerell oder Ernst Kantorowicz charakterisiert, die sich aus der persönlichen oder intellektuellen Einflußsphäre Stefan Georges mit einem mehr oder weniger offenkundigen Bruch entfernt haben. Zwar wirkt auch bei Friedrich Gundolf der „zweite“ Lebenslauf nach der Trennung wie eine mühselige Korrektur der ersten Lebenshälfte, doch setzte der Bruch mit George auch Energien für eigene wissenschaftliche Projekte frei, die am Geschichtshimmel des George-Kreises nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatten.

Und er hatte ja den Weg aus dem Dichterstaat in die Gelehrtenrepublik schon längst gefunden. Kontakte zu den unterschiedlichsten intellektuellen Lagern bestanden schon lange vor dem Bruch mit George – dazu gehörte etwa auch der Forscherkreis um die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg in Hamburg, an dessen Humanismusstudien Gundolf regen Anteil nahm. So korrespondierte er bereits seit 1916 mit dem Philosophen Ernst Cassirer. Der Berührungspunkt der beiden Gelehrten waren die jeweiligen Goethe-Deutungen, die trotz unabhängiger Entstehung erstaunliche Parallelen hinsichtlich des Begriffs der „Gestalt“ aufweisen, mit dem beide Gelehrten operierten. Der bisher nicht edierte Briefwechsel berührt nicht nur philosophische Fragen, sondern ist zunehmend von einem engen persönlichen Vertrauensverhältnis bestimmt. Über Ernst Cassirer, der mit Gundolf über ein Jahrzehnt lang im regelmäßigen Schriftentausch – gelegentlich auch in Manuskriptform – stand, erhielt der Heidelberger Ge-

---

29 Friedrich Gundolf an Karl Wolfskehl, 6. Mai 1930, in: *Karl und Hanna Wolfskehl. Briefwechsel mit Friedrich Gundolf. 1899–1931* (Publications of the Institute of Germanic Studies University of London, 24), hrsg. von K. Kluncker, Amsterdam 1977, Bd. 2, S. 318.

lehrte auch früh Kenntnis von den Renaissanceforschungen an der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg. So fand Cassirers in den *Studien der Bibliothek Warburg* erschienene und mit einem von Raymond Kliban-sky edierten Quellenanhang versehene Abhandlung zur Philosophie des Cusanus, *Individuum und Kosmos in der Philosophie der Renaissance* (Berlin/Leipzig 1927), schon früh ihren Weg in die Gundolf-Bibliothek.<sup>30</sup>

Nicht nur mit Ernst Cassirer, sondern auch mit Erwin Panofsky und Fritz Saxl stand Gundolf über einen langen Zeitraum in Kontakt und war des öfteren in Hamburg zu Gast. Die engere Verbindung in die Hansestadt war sowohl über die intensive Vortragstätigkeit als auch über freundschaftliche Kontakte zu Persönlichkeiten wie dem an der Hamburger Universität lehrenden Nationalökonom Kurt Singer, der zugleich Redakteur der von Max Warburg gegründeten Zeitschrift *Wirtschaftsdienst* war, oder zu Eduard Rosenbaum, dem Direktor der Hamburger Commerzbibliothek zustande gekommen. Im übrigen scheint Gundolf auch die der Hafenstadt eigenen Reize durchaus geschätzt zu haben, wenn er 1921 schreibt:

„Von Berlin aus habe ich einen Abstecher nach Hamburg gemacht: da staunte ich doch über den Hafen – zum erstenmal ging mir durch Augen und Poren ein was Welthandel eigentlich ist – hundert Schiffe die nach Äquator riechen, voll von gelben schwarzen und haarigen Tropisten, Sirenengeheul, Öl, und ein Gewusel von wilden Meridianen! Caffétrinken ist ja auch eine Art Beziehung zum Weltverkehr, aber Caffé verladen ist noch weltiger. [...] Hamburg als Stadt finde ich herrlich – zum Dauerwohnen wohl etwas zu öde Menschen, aber angenehm ruhig und leise gehts in den Strassen zu [...] Und die Flote!“<sup>31</sup>

30 Friedrich Gundolf an Ernst Cassirer, Darmstadt, 9. Dezember 1927. Der Verfasser dankt Herrn Prof. Dr. John Michael Krois (Berlin) für die Erlaubnis, Einsicht in die Kopien der in der Yale University lagernden Briefe nehmen zu dürfen. Zum Briefwechsel siehe T. Meyer: Im gleichen Bergwerk. Unveröffentlichte Briefe von Ernst Cassirer und Friedrich Gundolf, in: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 199, 29. August 2002.

31 Friedrich Gundolf an Cläre Brückmann, Darmstadt, 29. September 1921, in: *Gundolf Briefe. Neue Folge*, hrsg. von L. Helbing und C. V. Bock, Amsterdam 1965, S. 184–85. Als Redner war Gundolf wiederholt in Hamburg. Im Dezember 1921 sprach er in der Hamburger Kunstgesellschaft über Ernst Moritz Arndt, 1924 über Georg Büchner, am 1. November 1924 las er im Auditorium Maximum der Universität aus Stefan Georges Dante-Übertragung vor, am 20. Oktober 1926 sprach er vor

Es ist den Quellen nicht zu entnehmen, wann genau und über welche Vermittlung der persönliche Kontakt zu Aby Warburg, der Gundolfs *Goethe* gelesen und annotiert hatte, zustande kam. Ein Treffen in Hamburg wurde von beiden Seiten jedoch zum Ende des Jahres 1929 ausdrücklich gewünscht. So schreibt Warburg am 1. Oktober 1929 an Gundolf:

„Da es mir schon lange als ein nonsens des Schicksals erscheint, dass ich Ihnen meine Bibliothek noch nicht habe zeigen dürfen, erlaube ich mir, bei Ihnen anzufragen, ob Sie es vielleicht einrichten können, dass Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin am Sonntag den 3. November um 1/2 11 Uhr zu uns kommen und, nachdem ich Ihnen meine Bibliothek gezeigt habe, in ganz kleinem Kreis bei uns zu Mittag essen. Sie würden uns durch eine Zusage eine grosse und ganz besondere Freude machen.“<sup>32</sup>

Eine persönliche Begegnung und eine Führung durch die Bibliothek waren in der Tat für das von Warburg vorgeschlagene Datum vorgesehen, wurden jedoch durch Warburgs unvorhergesehenen Tod am 26. Oktober vereitelt. Dennoch besichtigte Gundolf die Bibliothek unter der Führung von Fritz Saxl und zeigte sich von der Büchersammlung sichtlich beeindruckt, wenn er darüber an Erich von Kahler schreibt:

„In Hamburg wars schön und viel [...] besonders haben wir uns mit Panofskys angefreundet, die wir leider leider nicht hierherbekommen [...] er ist nicht nur ein erstaunlicher Gelehrter, sondern auch ein kindlich frischer und warmer Mensch. Warburg, der mich eingeladen hatte, war gerade gestorben, ich sah nur die Witwe und Kinder, und unter Saxls Führung die unheimliche Bibliothek.“<sup>33</sup>

der Hamburger Kunstgesellschaft über Shakespeares *Macbeth*, am 15. November 1926 in der Literarischen Gesellschaft über Stefan George und am 2. November 1929 im Auditorium Maximum über Eduard Mörike. Am 30. Oktober 1930 hielt er anlässlich der Entgegennahme des Lessing-Preises der Stadt Hamburg im Rathaus den Festvortrag über Karl Immermann.

32 London, IGS, Aby Warburg an Friedrich Gundolf, Hamburg, 1. Oktober 1929. Zu Gundolfs Kontakt zu Warburg vgl. Raulff [wie Anm. 16].

33 New York, Leo Baeck Institute, Nachlaß Erich von Kahler, Friedrich Gundolf an Erich von Kahler, Heidelberg, 6. November 1929. Gundolf hatte versucht, Panofsky für die Nachfolge von Carl Neumann auf dem Heidelberger Lehrstuhl für Kunstgeschichte zu gewinnen. Nach anfänglichem Interesse entschied sich Panofsky, in Hamburg zu bleiben. Vgl. dazu den Kommentar in: E. Panofsky: *Korrespondenz. Band I: 1910–1936*, hrsg. von D. Wuttke, Wiesbaden 2001, S. 314–49.

Vor allem vermittelt durch die Freundschaft mit Raymond Klibansky verdichteten sich Gundolfs Kontakte zur Bibliothek Warburg in den Jahren bis 1931. Als ihm 1930 als erster der Lessing-Preis der Hansestadt Hamburg verliehen wurde, gab es eine Feier dieses Anlasses in der Bibliothek. Mit Fritz Saxl und Erwin Panofsky, dessen Berufung nach Heidelberg er betrieb, befreundete sich Gundolf und stand mit ihnen in einem regen brieflichen Austausch. Und auch gemeinsame wissenschaftliche Pläne wurden geschmiedet: Schon 1929 erwog Gundolf eine Publikation der Dissertation seines Schülers Johannes Hoffmeister über den frühbarocken Humanisten und neulateinischen Dichter Caspar von Barth (1587–1658), der als Wunderkind von dreizehn Jahren eine Abhandlung über den Neoplatonismus geschrieben hatte, in den *Studien der Bibliothek Warburg*.<sup>34</sup> Das Nachleben der Antike, dem Aby Warburg sein Lebenswerk gewidmet hatte, wurde aber auch für Friedrich Gundolf von höchster Relevanz, wie seine eigenen literaturwissenschaftlichen Arbeiten seit dem *Caesar* von 1924 nahelegen. Allein die Themen der wenigen bei ihm begonnenen oder abgeschlos-

34 Vgl. London, Warburg Institute, Korrespondenz, Johannes Hoffmeister an Fritz Saxl, Kiel, 6. Dezember 1929: „Die Hälfte der Arbeit ist der Geschichte des Phönixsymbols gewidmet, das übrige der Würdigung und Kritik der philologischen Leistungen und seiner Dichtungen mythologischen (Zodiakus vitae christianae) und religiösen Inhalts (Soliloquiorum libri 20). Nach dem Urteil von Herrn Professor Warburg anschließen darf, ist das Wesen der Arbeit den dortigen Studien nicht fremd.“ Saxl antwortet am 10. Dezember 1929: „Es geht mir so, wie es mir sofort gegangen ist, als mir Herr Gundolf von Ihrer Arbeit sprach. Ich habe das Gefühl, dass Ihre Arbeit uns sehr angeht, aber meinem Gefühl steht leider entgegen, dass ich im Augenblick mit soviel Studien im Druck bin, dass ich nicht den Mut habe, Ihnen irgendwelche Versprechungen zu machen.“ Im Frühjahr 1933 – also noch weit nach Gundolfs Tod – häufen sich zudem die Nachrichten, daß Saxl offensichtlich als Parallelunternehmen zur *Kulturwissenschaftlichen Bibliographie zum Nachleben der Antike* plante, eine separate Bibliographie zum Nachleben Julius Caesars zu erstellen, für deren Bearbeitung Elisabeth Gundolf im Gespräch war. Vgl. London, Warburg Institute, Korrespondenz, Brief von Raymond Klibansky an Fritz Saxl, Heidelberg, 12. Januar 1933; London, IGS, Brief von Raymond Klibansky an Elisabeth Gundolf, Florenz, 21. April 1933.

senen, jedoch immer von ihm angeregten Dissertationen zum Nachleben des Persius, des Julian Apostata, Pindars und Sapphos in der deutschen Literatur lassen ein vehementes Interesse an der Rezeptionsforschung erkennen.

Gundolfs jäher Tod im Juli 1931 hatte jedoch alle Pläne für die Zukunft zunichte gemacht. Nach der Machtergreifung führte Hitlers Angriff auf die jüdische Wissenschaft zu einem vergleichslosen Exodus der deutschen Gelehrsamkeit, der zumal im Falle Heidelbergs einem zweiten Untergang der Bibliothek von Alexandria gleichkam. Der Kontakt zu den Mitarbeitern der Bibliothek Warburg machte es jedoch möglich, daß auch die Bücher der kleineren Heidelberger Privatbibliothek gerettet werden konnten. Mit Hilfe von Raymond Klibansky, der die Bücher noch kurz vor seiner Flucht im Sommer 1933 katalogisiert hatte, gelang der Witwe die Rettung der kostbaren Bibliothek ihres verstorbenen Mannes. Zusammen mit den Bücherkisten der Bibliothek Warburg gelangten Gundolfs Bücher an Bord eines Frachters mit dem „tragischen Transport“ der Nacht des 13. Dezember 1933 von Hamburg nach England. Im Gegensatz zu der verhältnismäßig kleinen, immerhin aber über 7.500 Titel in weit mehr Bänden und Broschüren zählenden Privatbibliothek Gundolfs umfaßte die Bibliothek Warburg 60.000 Bücher in 531 Kisten. Klibansky, der bereits kurz nach der Machtergreifung Lehrverbot an der Heidelberger Universität erhalten hatte und wiederholt bedroht worden war, gelang in letzter Minute die Flucht aus Deutschland über die holländische Grenze. In seinen Erinnerungen schreibt er: „Ich forderte einen Diplomatenpaß an wegen der Bücher, derentwegen ich wichtige Recherchen im Ausland durchführen müsse. [...] Unbehindert passierte ich die Grenze, mit einigen meiner seltenen Bücher, darunter Gundolfs Geschenke.“<sup>35</sup>

Offenbar hatte die vorab zugesagte Leihgabe der Caesar-Sammlung den gemeinsamen Transport der beiden Bibliotheken ermöglicht. Obgleich das Warburg Institute die Sammlung schon 1934 als Leihgabe erhielt,<sup>36</sup> ergab

35 R. Klibansky: *Erinnerung an ein Jahrhundert. Gespräche mit Georges Leroux*, aus dem Französischen von P. Wilm, Frankfurt/M. und Leipzig 2001, S. 102.

36 Vgl. *The Warburg Institute. Annual Report 1934–1935*, London 1935, S. 10: „We

sich keine Möglichkeit einer dauerhaften Übernahme der Bücher in die Bestände des Instituts. Elisabeth Gundolf zog ihre Leihgabe schon in den vierziger Jahren zurück – als die Caesar-Sammlung nach ihrem Tod zum Verkauf kam, war das vom Warburg Institute abgegebene Gebot zu niedrig, zumal der von Gertrud Bing betreuten Bibliothek in der Nachkriegszeit nur geringe Erwerbungsmitel zur Verfügung standen.<sup>37</sup> Wenn die berühmte Caesar-Sammlung heute nach einer verwirrenden Verkaufsgeschichte, die von Oxford über Braunschweig nach Durham in North Carolina führte, aufgelöst wurde und in den Bestand der Rare Book and Special Collections Library der Duke University eingearbeitet worden ist, so hat dies auch eine sinnbildliche Bedeutung für den Untergang der deutsch-jüdischen Wissenschaftskultur und die Geschichte der privaten Gelehrtenbibliotheken in Deutschland.<sup>38</sup> Der mit Gundolf über Jahrzehnte hinweg befreundete Karl Wolfskehl hat diese Erfahrung schon im Jahre 1940 in sehr hellsichtiger Weise formuliert: Waren für Wolfskehl die Privatbibliotheken die eigentlichen materiellen Träger und Speicher der Überlieferung, so erlebte er auch deren Untergang und spricht in einem Brief an Curt von Faber du Faur resigniert von den großen amerikanischen Universitätsbibliotheken mit ihren exzellenten Sondersammlungen als „den wohl heute noch einzigen Refugien der Überlieferung“.<sup>39</sup>

---

have had two important additions to the Library through the kindness of Professor Mendelssohn-Bartholdy and of Mrs. Gundolf. [...] The late Professor Gundolf of Heidelberg, author of an outstanding book on Caesar's fame, left a collection of about five hundred volumes illustrating the tradition of Caesar. Mrs. Gundolf's keen interest in our Institute has prompted her to lend us this valuable library. We hope that our readers will make full use of the opportunities afforded by these loans.“

- 37 London, IGS, Brief von Gertrud Bing an Robert Pick, 12. März 1959: „I'm returning the list of the Gundolf books which you kindly sent me. It looks as if our offer for the Caesar library was, after all, too low but I had a very kind letter from Mr. Paret. If the executors have second thoughts about it our offer remains open.“
- 38 E. Fischer: Zerstörung einer Buchkultur. Die Emigration jüdischer Büchersammler aus Deutschland nach 1933 und ihre Folgen, in: *Imprimatur. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde* 17, 2002, S. 176–95.
- 39 *Karl Wolfskehls Briefwechsel aus Neuseeland 1938–1948*, hrsg. von C. Blasberg, Darmstadt 1988, Bd. 1, S. 80.

## III.

Die Erinnerung an den „Meister“ und seinen Kreis und auch an Friedrich Gundolfs Caesar-Bild ist verblaßt, doch sei zum Schluß noch einmal zu dem materiellen Relikt der Caesar-Bibliothek zurückgekehrt – deren innovatives Potential erweist sich nämlich als überaus modern. Die Sammlung sollte allerdings nicht nur als Steinbruch für die fehlenden Fußnoten der Gundolfschen Caesar-Bücher dienen. Als ein Monument der Überlieferung verdient sie selbst eine wissenschaftliche Untersuchung, die ihre Entstehung und Konzeption erklärt. Denn mit der Einrichtung von Seminar- und Spezialbibliotheken war der Aufbau einer privaten Gelehrtenbibliothek, die im 19. Jahrhundert noch unumgänglich für jede Art historischer oder philologischer Forschung war, im frühen 20. Jahrhundert nicht mehr notwendig. Wenn die Bibliothek jedoch nicht nur im Sinne Max Webers das „Arbeitsmittel“, sondern auch das Portrait eines Gelehrten ist, dann sind diese Gelehrtenbibliotheken, verkürzt gesagt, ein wesentlicher Bestandteil der Wissenschafts- und Bildungsgeschichte. Gerade im Hinblick auf den derzeitigen medialen Umbruch, der die Historisierung und den Auraverlust des Mediums Buch in der Wissenschaft nochmals verschärft, verdienen diese vielschichtigen Gedankengebäude auch in wissenschaftsarchäologischer Perspektive Beachtung. Walter Benjamin hatte geschrieben, daß die Privatsammlung mit dem Tod ihres Subjekts auch ihren Sinn verliere – doch sind es nicht gerade die individuellen und sich in den privaten Bücherbeständen materialisierenden Wissenskonzeptionen, die den Diskurs der Geisteswissenschaften im 20. Jahrhundert auf vielfache Weise geprägt haben?

Auch im Falle von Gundolfs Caesar-Bibliothek ist also ganz konkret zu fragen, wo ihr ideeller Kern liegt. Mit der Geschichte des Caesar-Symbols im europäischen Bildgedächtnis erschließt die Sammlung exemplarisch einen prominenten Gegenstand des „Nachlebens der Antike“ und rückt damit ohne Zweifel in die Nähe des Forschungsprogramms der Bibliothek Warburg. Und in der Tat erlaubt die Sammlung, das Nachleben Caesars als einen bisher wenig untersuchten Gegenstand der politischen Ikonographie im Buchdruck über die Jahrhunderte zu verfolgen. Mag Gundolfs Caesar-

Buch nur noch mit den größten Einschränkungen in den Wissenschaftsdiskurs einzubeziehen sein, so liegt in der Sammlung selbst doch ein innovativer Impuls, der keineswegs an Aktualität eingebüßt hat. Ist der Beitrag der Buchillustration an der Ideengeschichte bereits groß, so hat die Auseinandersetzung mit der Figur Caesars auch in der Monumentalkunst weitreichende Spuren hinterlassen, die über Napoleon und Mussolini bis in die jüngste Gegenwart reichen – etwa wenn die Dämonie des Caesar-Bildes noch in einer marmornen Bildnisbüste Ernst Jüngers aufblitzt, die erst im Jahre 1981 die Werkstatt des greisen Arno Breker verlassen hat und damit eine weitere problematische Dimension des modernen Caesar-Kults eröffnet. Die dezidiert politische Instrumentierung des Caesar-Mythos als Archetyp von Herrschaft ist bisher noch wenig systematisch untersucht worden – es sind also die taktischen Angriffe Caesars und seiner Nachfahren auf das europäische Bildgedächtnis, die das von dem Sammler Gundolf aufgegriffene Thema auch für die Bildwissenschaft von heute aktuell machen.

„Erst im Aussterben wird der Sammler begriffen.“<sup>40</sup> Mit diesem Epitaph für den Typus des gelehrten Büchersammlers beschließt Walter Benjamin seinen schmalen Essay über das Sammeln. Handelt es sich um eine rein zufällige Koinzidenz, wenn Benjamins Aufsatz im Juli 1931 in der *Literarischen Welt* erschien – im selben Monat also, in dem der Büchersammler Friedrich Gundolf verstarb? Auch wenn Gundolfs Caesar-Deutungen und sein Caesar-Bild nur unter großen Einschränkungen in den heutigen Wissenschaftsdiskurs einzubeziehen sind, so verdient er als Historiker und Sammler doch eine verstärkte Aufmerksamkeit – und dies läßt sich abschließend wohl kaum besser ausdrücken als mit der allegorischen Vignette aus einem Caesar-Buch, das seiner Bibliothek entstammt (Abb. 14): In eine Halle, an deren rückwärtiger Wand zahlreiche Schriftrollen der Werke Caesars lagern, die neugierige Putten besehen, dringt mit dynamischer

40 W. Benjamin: Ich packe meine Bibliothek aus, in: *Die literarische Welt* 7, Nr. 29, 17. Juli 1931, S. 3–5; Nr. 30, 24. Juli 1931, S. 7–8. Wieder in: W. Benjamin: *Gesammelte Schriften*, Bd. IV.1, Frankfurt/M. 1972, S. 388–96, hier: S. 395.

Gewalt der mit Sense und Stundenglas bewehrte Chronos ein. Die alleszerstörende Zeit also ist im Begriff, auch diese Texte und Fragmente Caesars unwiederbringlich zu verzehren und der Überlieferung zu entziehen, würde ihr nicht die Personifikation der *Historia* Einhalt gebieten: Der Historiker ist der „Hüter der Bildung“ hatte Gundolf im Vorwort seines *Caesar* geschrieben – heute ist man bescheidener und sagt: Er hat zumindest einen nicht geringen Anteil am Gedächtnis und an der Überlieferung.

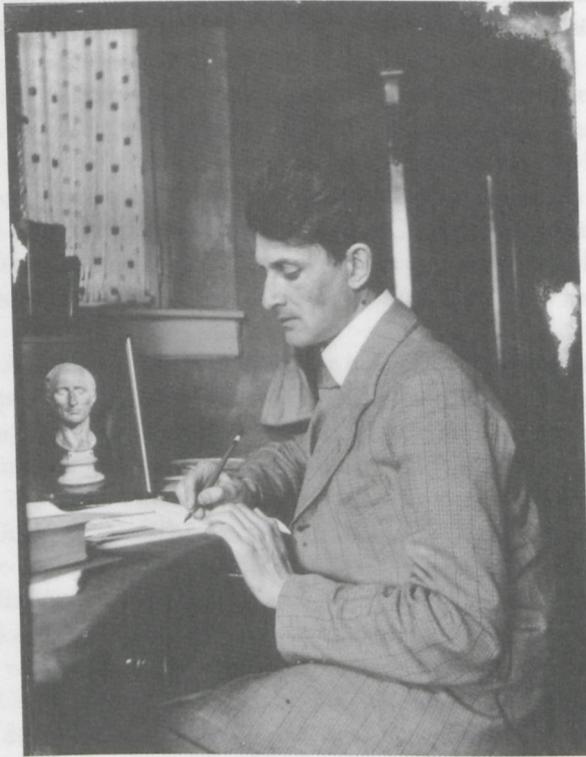


Abb. 1 Friedrich Gundolf, 1916, London,  
Institute of Germanic Studies.



Abb. 2 Bibliothek von Friedrich Gundolf, 1932 (in: *Berliner Illustrierte Zeitung* Nr. 51, 25. Dezember 1932).



Abb. 3 Caesars Überfahrt nach Britannien, Holzschnitt  
(in: *Julius der erste Römische Kaiser*, Straßburg: Grüninger, 1508).



Abb. 4 Bau einer Brücke über den Rhein, Holzschnitt  
(in: *Commentaria Caesaris*, Florenz: Giunta, 1514).

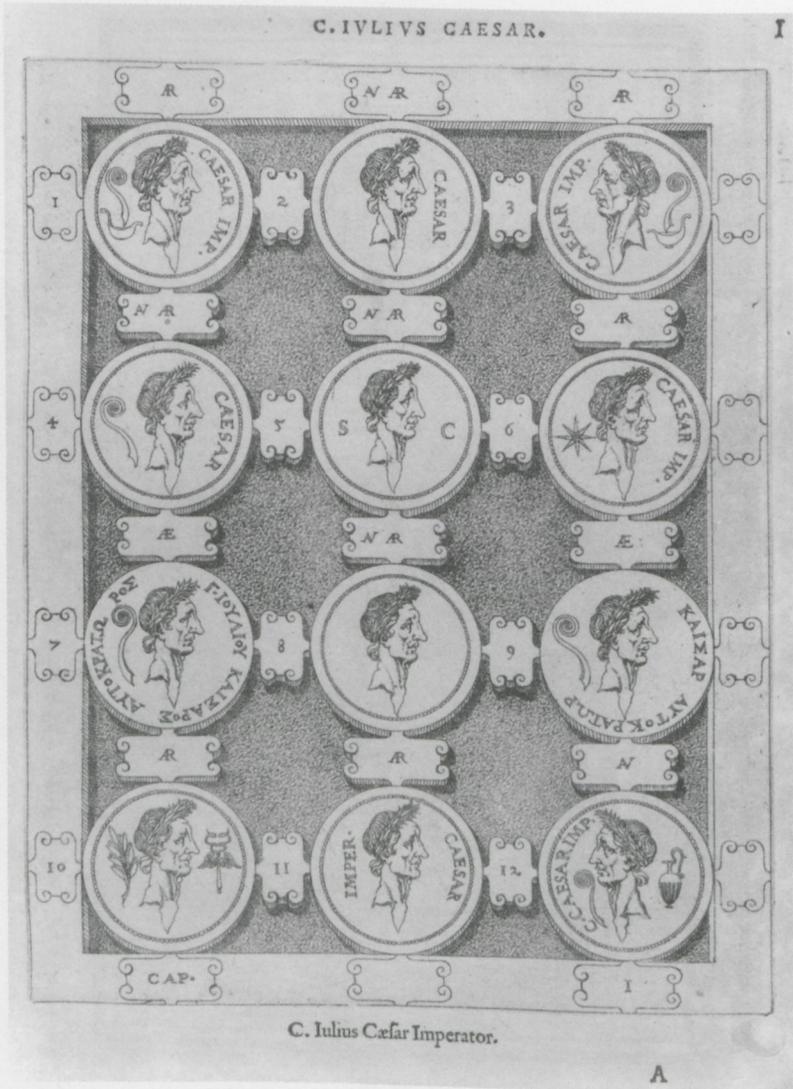


Abb. 5 Münzen Julius Caesars, Kupferstich (in: Hubert Goltzius: *C. Iulius Caesar*, Brügge: Goltzius, 1563).



Abb. 6 Ansicht der Belagerung von Alesia, Holzschnitt (in: *C. Iulii Caesaris rerum gestarum commentarii* XIV, hrsg. von Jacopo Strada, Frankfurt/M.: Corvinus, 1575).



Abb. 7 Apotheose Caesars, Titelkupfer (in: *C. Julii Caesaris quae extant*, hrsg. von Samuel Clarke, London: Tonson, 1712).



# Caesar in der deutschen Litteratur.

Inaugural-Dissertation  
 zur  
**Erlangung der Doctorwürde**  
 von der  
 philosophischen Facultät  
 der  
**Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin**  
 genehmigt  
 und  
 nebst den beigefügten Thesen  
 öffentlich zu verteidigen  
 am  
**20. Juni 1903**  
 von  
**Friedrich Gundelfinger**  
 aus Darmstadt.

~~~~~  
**Opponenten:**

Herr cand. phil. Albert Krapp.  
 „ cand. phil. Franz Deibel.  
 „ cand. phil. Friedrich Behrend.

---

BERLIN.

1903.

Druck von Carl Salewski, Berlin C., Neue Friedrichstr. 44.

Abb. 9 Friedrich Gundolfs Dissertation.



Abb. 10 Stefan George als Caesar, München 1903.

Abb. 11 Stefan George, 1914

## Caesar in der deutschen Litteratur.

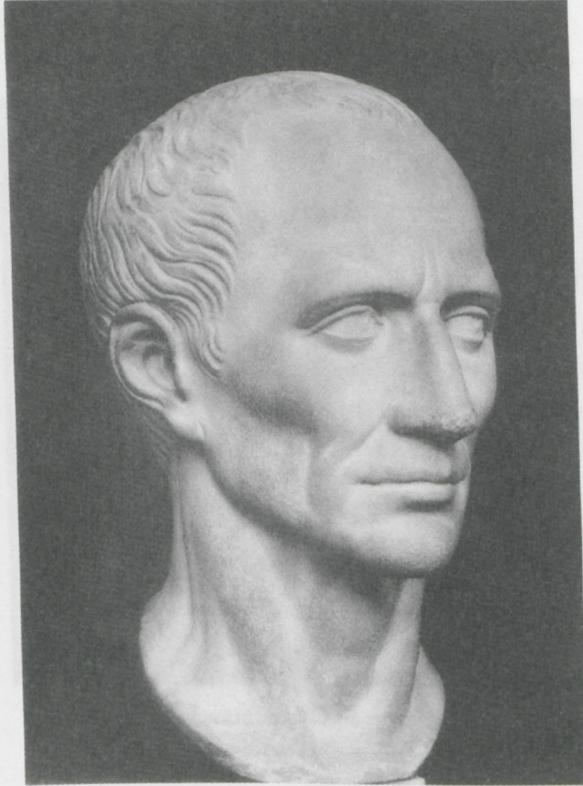


Abb. 11 Caesarbüste, London, British Museum.

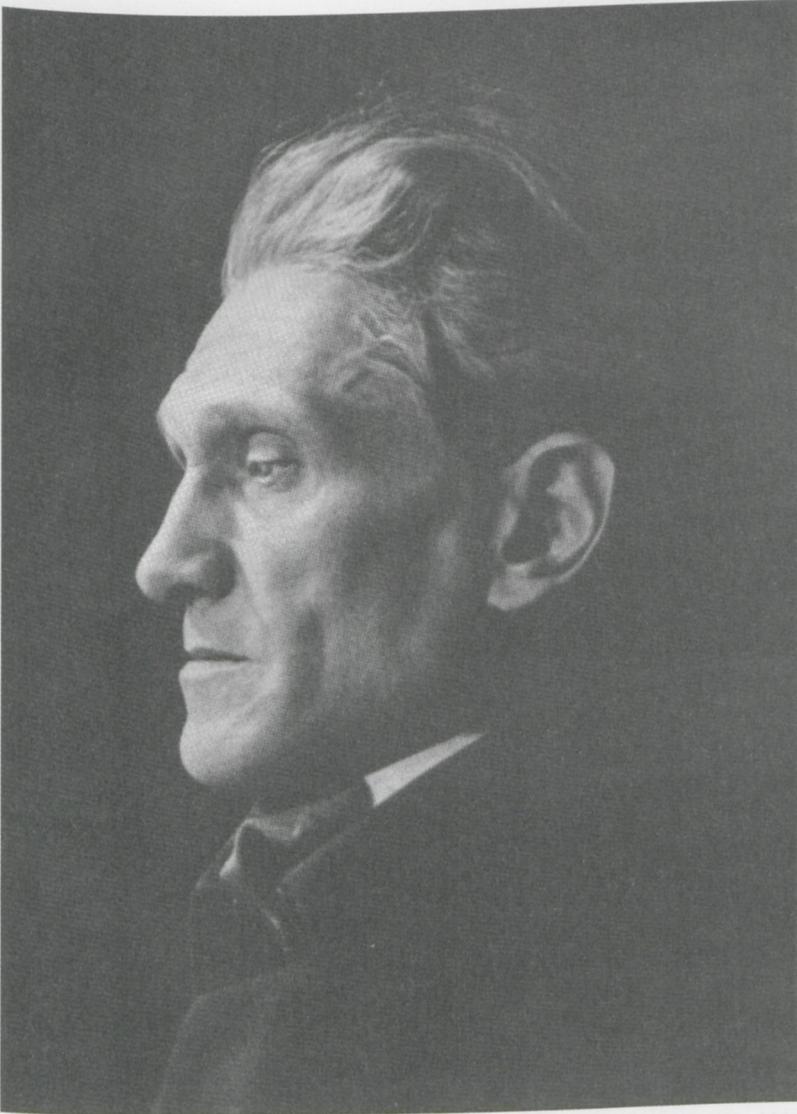


Abb. 12 Stefan George, 1914.

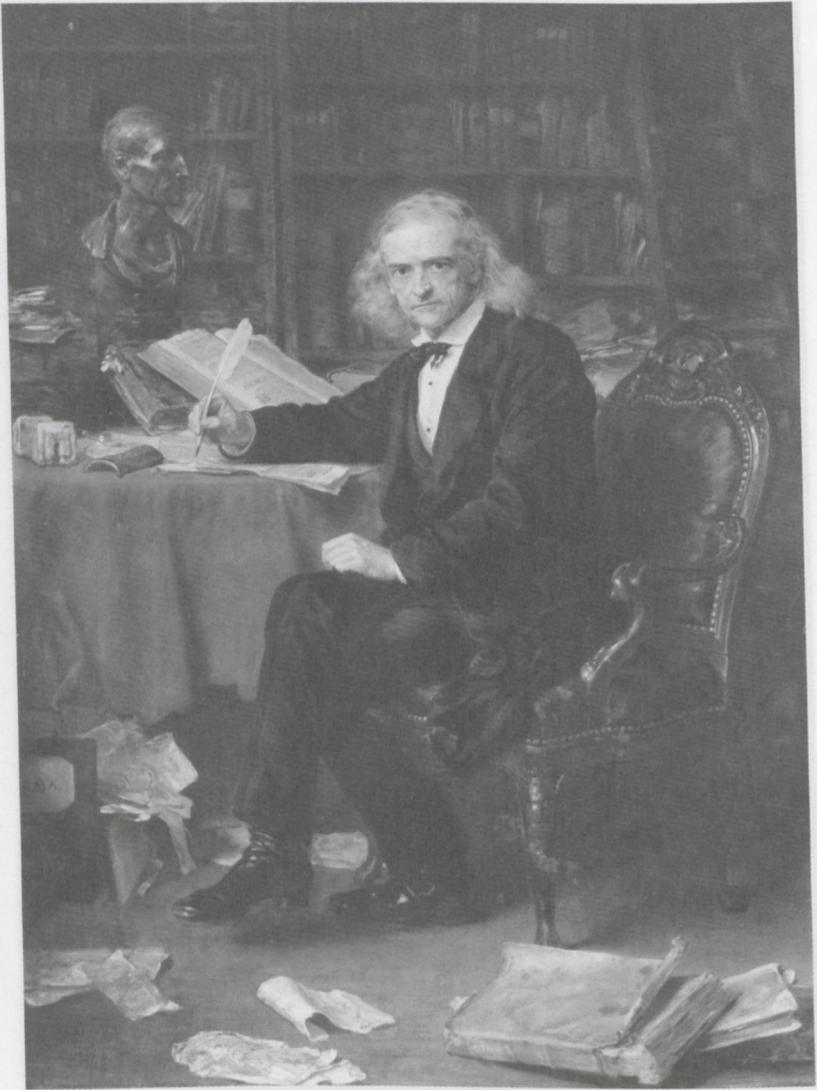


Abb. 13 Ludwig Knaus, Portrait von Theodor Mommsen, 1881, Berlin, Nationalgalerie.

Annibale Carracci  
als Hofmaler des Kardinals  
Odoardo Farnese\*

ROBERTO ZAPPERI



Abb. 14 Die vergängliche Zeit bedroht ein Archiv von Caesars Schriften, Kupferstich-  
vignette (in: *C. Julii Caesaris quae extant*, hrsg. von Samuel Clarke, London:  
Tonson, 1712).